

## Ägyptisch-Koptisch: Einfahren einer linguistischen Ernte\*

von Wolfgang Schenkel, Tübingen

1. Es ist gewiß kein Zufall, wenn jetzt in sieben Jahren sieben Einführungen in die klassisch-ägyptische Sprache erschienen sind<sup>1</sup>, wenn in einem Jahr zwei Einführungen in das Neuägyptische erscheinen<sup>2</sup> und, womit wir auf unser eigentliches Thema zusteuern, binnen fünf Jahren wenigstens zwei Einführungen in das Gesamtgebiet der ägyptischen Sprache oder ihres Studiums das Licht der Welt erblicken<sup>3</sup>. Anders als die biblische Geschichte es will, sind in der Ägyptologie nach langen, mehr als sieben Jahren entbehrungsreicher Forschung die Jahre der Fülle ausgebrochen, die schon jetzt die Siebenzahl übersteigen. Eine neue Ernte ist herangereift, die eingebracht werden will.

Gewiß trägt zu dieser Publikationsflut auch der Computer bei, der dem Veröffentlichen Vorschub leistet (und sonst auch manchem Weniger-als-Desiderat auf den Buchmarkt verhilft), unbestreitbar ist doch auch, daß die guten alten Standardwerke vielfach ersetzungs- oder doch wenigstens ergänzungsbedürftig sind, unbestreitbar ist schließlich auch, daß der Sprachstoff in den langen Jahren der Forschung so weitgehend durchgearbeitet ist, daß man neue Synthesen wagen muß und kann. Jedes der neuen Werke hat seine „Idiosynkrasien“. Das kann auch gar nicht anders sein. Ein maßstabgebendes Modell wird sich erst mit der breiten Rezeption herauskristallisieren.

Das hier zu besprechende Werk hat zwei Stoßrichtungen: Zum einen will es dem Linguisten dadurch einen Zugang zum lohnenswerten ägyptischen Sprachstoff eröffnen, daß es sich einer Diktion der zeitgenössischen Linguistik bedient; zum andern will es den Ägyptologen ermutigen, seine traditionellen philologischen Scheuklappen abzuwerfen und mehr in Kategorien einer aktuellen Linguistik zu denken.

\* Loprieno, Antonio: *Ancient Egyptian*. A linguistic introduction. Cambridge: University Press 1995. XV, 322 S. 8°. Kart. £ 12.95. ISBN 0-521-44849-2. –

<sup>1</sup> Arbeiten von Joris Borghouts, Gertie Englund, Erhart Graefe, Pierre Grandet/Bernard Mathieu, Bernadette Menu, Louis Zonhoven und Rez., s. L. Depuydt, *A New Generation of Teaching Grammars of Egyptian* (1987–93), in: OLP 25 (1994), S. 275f.

<sup>2</sup> François Neveu, *La langue des Ramsès*. Grammaire du néo-égyptien, Paris 1996; Friedrich Junge, *Einführung in die Grammatik des Neuägyptischen*, Wiesbaden 1996.

<sup>3</sup> Rez., *Einführung in die altägyptische Sprachwissenschaft*, Darmstadt 1990; Rez., op. cit. (Anm. 1).

Vf. strebt keine wissenschaftsgeschichtliche Einführung in die Arten und Weisen der Behandlung der Materie an, sondern eine Einführung in die Materie selbst. Zweitens ist nicht sein ausgesprochenes Ziel die Diskussion kontroverser Standpunkte, sondern die Darstellung dessen, was ihm der Realität am nächsten zu kommen scheint (S. 9). Was letztere Einschränkung angeht, sollte der Leser keine übertriebenen Ängste haben. Er wird nicht übermäßig bevormundet. Es werden fallweise auch alternative Lösungen vergleichend diskutiert. Im übrigen wird in der fußnotenweisen Referenzierung der Sekundärliteratur und in den am Kapitelende gegebenen Leseempfehlungen nichts willentlich unterschlagen, was eine Beschäftigung lohnt. Man kann allerdings dem Leser den guten Rat geben, sollte er sich für Einzelfragen ernstlich interessieren, den Fußnotenangaben zu folgen, bevor er sich blindlings auf den Haupttext verläßt. Das soll kein pauschaler Einwand gegen den Haupttext sein. Auch dieser ist bedenkenwert und keinesfalls weniger vertrauenswürdig als die in den Fußnoten zitierten alternativen Bekundungen.

Es handelt sich bei dem Buch, wie auf S. I versprochen wird, um „the first accessible account which uses the insights of modern linguistics“, und in der Tat ist die Darstellungsweise durch solche „insights“ geprägt. Das heißt aber nicht unbedingt, daß die dargestellten Sachverhalte selbst alle oder auch nur vorwiegend „insights“ der modernen Linguistik wären. Die Sachverhalte wurden nämlich weitestgehend im Rahmen veralteter „insights“ erarbeitet, mit Hilfe strukturalistischer Methoden (aus diesem Fluidum stammen gewisse für die Verbalsyntax grundlegende Ausgangsbeobachtungen Hans Jakob Polotskys) und mit Hilfe – *horribile dictu* – junggrammatischer Methoden (hiervon stammen fast alle Einsichten im Bereich Phonologie/Phonetik, Formen- und Nominalbildungslehre).

Was die modern-linguistischen Aspekte des Buches angeht, so beobachtet man zunächst einmal, namentlich bei der Darstellung der traditionellen „Laut- und Formenlehre“, die Nutzung moderner Notationstechniken: Phoneme stehen, um nur einmal das Vordergründige zu nennen, „korrekt“ zwischen Schrägstrichen, phonetische Einheiten in eckigen Klammern (hoffentlich haben sie auch die Ägypter wenigstens approximativ so ausgesprochen, wie notiert). Revolutionär ist derlei kaum. Entscheidend wichtig dagegen ist – und hier geraten dann selbst ägyptologische Paradeergebnisse wie die von Polotsky und seinen Jüngern ins Zwielflicht – der Wechsel zu einer funktionalistischen Betrachtungsweise (vgl. die wissenschaftsgeschichtlichen Hinweise, S. 8–10). Das nämlich, der moderne Funktionalismus, ist im großen und ganzen die Linguistik, deren sich Vf. bedient, eine

Linguistik, die neben der Syntax auch Pragmatik und Semantik berücksichtigt und z. B. und gerade mit Kategorien wie Topic und Fokus die traditionelle ägyptologische, weitgehend syntaktische Betrachtung von Sätzen, ihre weitgehende Interpretation als Subjekts-Prädikats-Struktur, transzendiert und u. a. und nicht zuletzt zur Klärung des Nominalsatzes hilft (vgl. unten § 7). Der Zugang zu dieser Spielart der modernen Linguistik ist nicht sonderlich schwierig – schon gar nicht in der milden Form, in der sie Vf. vorführt –, es gibt moderne Linguistiken, die schwerer zugänglich sind<sup>4</sup>. Am meisten einübungsbedürftig ist vielleicht die Auflockerung festgefügteter Kategorien, wie man sie aus der traditionellen Schulgrammatik kennt, daß z. B. etwas mehr oder weniger verbal (Beispiel S. 115) oder mehr oder weniger „topical“ (Beispiel S. 112) sein kann und nicht einfach entweder verbal oder nicht-verbal bzw. „topical“ oder nicht-„topical“. Man kann Ermessensspielräume unter-, aber auch überschätzen.

Da im folgenden, dem Charakter einer Rezension entsprechend, neben dem überblicksweisen Referat die kritische Evaluierung ausgewählter Problembereiche dominiert, sei zunächst einmal unumwunden zu Papier gebracht, daß Rez. die Arbeit, unbeschadet aller Disputiermöglichkeiten im einzelnen, als ganze für vorzüglich hält.

2. Kap. 1 (S. 1–10) klärt zunächst die Familienzugehörigkeit des Ägyptischen mit einer recht detaillierten Benennung der verwandten hamitosemitischen bzw. – „in *modern linguistic terminology*“! – afroasiatischen Sprachen, ohne sich mit der Frage aufzuhalten, ob die Verwandtschaft genetisch oder areal-linguistisch zu erklären sei<sup>5</sup>. Es folgt eine Auflistung und Charakterisierung der als Schriftsprache faßbaren Entwicklungsstufen des Ägyptisch-Koptischen, des mehr synthetischen älteren Ägyptisch mit den drei Phasen Alt-, Mittel- und Spät (*late*)mittelägyptisch und des mehr analytischen jüngeren (*later*) Ägyptisch mit den drei Phasen Neu(*late*)-ägyptisch, Demotisch und Koptisch.

Was vielleicht eine stärkere Gewichtung verdient hätte, ist das unter Spätmittelägyptisch gerade gestreifte kulturelle Phänomen der Diglossie (und einer später daraus folgenden Zweisprachigkeit), des jahrhundertelangen Gebrauchs des älteren Ägyptisch neben dem jüngeren Ägyptisch, beginnend mit dem Gebrauch des jüngeren Ägyptisch als Schriftsprache, d. h. etwa ab der Amarnazeit. Zwar ist der Gebrauch des Begriffs Diglossie für dieses kulturelle Phänomen und die genauere Dokumentierung der Sachverhalte durch Karl Jansen-Winkeln erst allerneuesten Datums<sup>6</sup>, doch hätte für den Zweck immer noch die von letzterem kritisierte und in wichtigen Details widerlegte ältere Arbeit

von Friedrich Junge<sup>7</sup>, die Vf. fußnotenweise einbringt, eine schärfere Beleuchtung des für den Allgemeinlinguisten nicht uninteressanten Phänomens gestattet.

Was für den Allgemeinlinguisten und selbst für Ägyptologen noch weiter hätte von Interesse sein können, sind die Begleitumstände des Aussterbens der Schriftsprachen. Untrügliches Indiz für den dramatischen Rückgang der Schriftsprachenkenntnis ist eine Blüte der Philologie, die noch zu retten versucht, was nicht mehr zu retten ist, im 2. Jh. n. Chr. für das Hieroglyphisch-Ägyptische<sup>8</sup>, ab 1000 n. Chr. für das Koptische<sup>9</sup>. Interessant ist schließlich, daß es in Ägypten zwischen ca. 50 v. Chr. und dem Einsetzen des Gebrauchs des Koptischen keine Möglichkeit gab, sich im Alltagsschriftverkehr in der Landessprache zu artikulieren; man mußte sich des Griechischen bedienen<sup>10</sup>. Die viel späteren Kalenderdaten, die üblicherweise und so teilweise auch von Vf. für die letzten Bezeugungen des Hieroglyphisch-Ägyptischen (Ende 3. Jh. n. Chr.) und des Demotischen (Ende 5. Jh. n. Chr.) sowie für das Aussterben des Koptischen (14. Jh. n. Chr.) angeführt werden (hierzu vgl. auch die Angaben zur Geschichte der Schrift, S. 19–24), sind zwar objektiv richtig, vermitteln aber einen völlig falschen Eindruck von der Schriftkultur. (En passant: Auch Daten für die früheste Bezeugung der Sprache wie 3000 v. Chr. sind illusionär; längere Texte hat man erst seit ca. 2500 v. Chr.) Zur letzten Bezeugung der gesprochenen koptischen und damit auch ägyptisch-koptischen Sprache s. unten § 5 im Kleingedruckten zur Besprechung von Kap. 3.

Das Kapitel schließt mit einem kurzen Abriss der Geschichte der ägyptologischen Linguistik, der inner-ägyptologischen Beschäftigung mit dem Gegenstand der ägyptisch-koptischen Sprache.

3. Zweckmäßig ist als Kap. 2 (S. 11–27) den danach folgenden, die sprachlichen Sachverhalte im einzelnen behandelnden Kapiteln, eine Darstellung der – „in *modern linguistic terminology*“! – Graphematik vorangestellt, eine Darstellung der Grundprinzipien, der konnotativen Möglichkeiten und der historischen (eher: diachronen) Entwicklung der Hieroglyphenschrift sowie eine Liste der koptisch-(zumeist-)griechischen Alphabetzeichen. Auch die kurze Darstellung der Entzifferungsgeschichte ist hier zu vertreten. Sie wird namentlich dem Nicht-Ägyptologen willkommen sein.

4. Mit Kap. 3 betrifft man die Domäne der sprachlichen Sachverhalte, die nach Phonologie (Kap. 3), Morphologie (Kap. 4), Nominaler Syntax (Kap. 5), Adverbialer und pseudoverbalen Syntax (Kap. 6) und Verbalen Syntax (Kap. 7) aufgegliedert sind und bis zum Ende des Buches reichen. Was fehlt, ist Lexikon und Wortbildung. Rez. bedauert dies um so mehr, als auch in seiner eigenen „Einführung in die altägyptische Sprachwissenschaft“<sup>11</sup> gerade diese beiden Kapitel fehlen (sie waren

<sup>4</sup> S. etwa die Blütenlese bei Mark A. Collier, *Predication and the Circumstantial sdm(=f)/sdm.n(=f)*, in: *LingAeg* 2, 1992, S. 17–65, bes. 30–50.

<sup>5</sup> Hierzu eingehend Vf., *Das Verbalsystem im Ägyptischen und Semitischen*, Wiesbaden 1986, S. 6–12.

<sup>6</sup> K. Jansen-Winkeln, *Diglossie und Zweisprachigkeit im alten Ägypten*, in: *WZKM* 85, 1995, S. 85–115; s. jetzt auch: Vf. sowie P. Vernus, in: Vf., *Ancient Egyptian Literature*, Leiden 1996, S. 515–529 bzw. 555–564.

<sup>7</sup> F. Junge, *Sprachstufen und Sprachgeschichte*, in: *ZDMG* Suppl. VI, Wiesbaden 1985, S. 17–34.

<sup>8</sup> Zur Sache einstweilen J. Osing, *Aspects de la culture pharaonique*, Paris 1992, S. 37–48.

<sup>9</sup> Zur Sache s. etwa A. Y. Sidarus, *Coptic Lexicography in the Middle Ages*, in: R. Mcl. Wilson (Hg.), *The Future of Coptic Studies*, Leiden 1978, S. 125–142.

<sup>10</sup> S. R. S. Bagnall, *Egypt in Late Antiquity*, Princeton 1993, S. 230–260.

<sup>11</sup> Rez., op. cit. (Anm. 3).

projektiert, mußten leider jedoch aus Zeit- und mehr noch Raumnot unausgeführt bleiben<sup>12</sup>). Was das Lexikon angeht, wäre durchaus von allgemeinerem Interesse der Zusammenhang mit dem Hamitosemitischen<sup>13</sup>, der vor allem zur Zeit des Neuen Reiches aufgenommene Lehnwortschatz aus dem vorderasiatischen Semitisch<sup>14</sup> und die massenweise Übernahme griechischer Wörter in das Demotische und Koptische<sup>15</sup>. Was die Wortbildung, namentlich deren interessantesten Teil, die Nominalbildung, angeht, ist immerhin die extensive Behandlung der Bildung der Verbalnomina, Partizipien und Infinitive, in Kap. 4 (Morphologie) positiv zu verbuchen. Es fehlt aber immer noch die Bildung der Substantive, über die mehr zu sagen wäre als über Infinitive und Partizipien zusammengenommen<sup>16</sup>.

Nicht jeden behandelten thematischen Bereich wird man anhand der Kapiteleinteilung und selbst nicht anhand der Unterparagraphen aufspüren, es sei denn bei zusammenhängender Lektüre. Immerhin ist einiges, aber beileibe nicht alles über das Sachregister erschlossen. Rez. ist sich z. B. nicht sicher, ob man so ohne weiteres herausfinden würde, daß über das Grundproblem des Realitätsgehalts morphologischer Rekonstruktionen im Paragraphen über „Feminine and plural in later Egyptian“ gesprochen wird (S. 61f.). Eigentlich handelt es sich um einen abschließenden Abschnitt zum Paragraphen „Nominal morphology“ (§ 4.3, S. 55ff.), der dann als § 4.3.6 hätte abgehoben werden sollen. Im übrigen kann man sehr schön sehen, daß die Frage, der eigentlich ein höherer Allgemeinheitsgrad zukommt, hier wohl nur deshalb behandelt wird, weil sie Vf. in der von ihm benutzten Sekundärliteratur gerade in diesem Zusammenhang über den Weg gelaufen ist. Oder wie sollte man, ein anderes Beispiel, darauf kommen, daß im Kapitel über die adverbiale und pseudoverbale Syntax (Kap. 5) der Relativsatz abgehandelt wird (S. 158–161). Anlaß für die Behandlung des Relativsatzes ist der Fall, in dem – nach unspezifischem Antezedens – „anstelle“ eines Relativsatzes mit Relativkonverter (*n.ti* etc.) ein nicht-konvertierter Adverbialsatz steht.

So weit macht die Arbeit den Eindruck einer synchronischen Beschreibung. Ohne Zweifel ist die Beschreibung auch dominant synchronisch orientiert. Es werden indes ziemlich regelmäßig wenigstens zwei Zeitschnitte gegeben, das ältere und das jüngere Ägyptisch(-Koptisch), wobei die Behandlung des älteren Ägyptisch entschieden dominiert, auch differenzierter ausgestaltet ist. Das läßt sich bereits an der Paragraphenhierarchie erkennen, die gerne dem jüngeren Ägyptisch den Stellenwert eines Unterparagraphen zum älteren Ägyptisch zuweist, seine Behandlung auf das vom älteren Ägyptisch

tisch Abweichende beschränkt. Man kann das vertreten. Zum mindesten ist das jüngere Ägyptisch hier schon erfreulich besser weggekommen als in der knapperen „Einführung in die altägyptische Sprachwissenschaft“ aus der Feder von Rez. Da sich die wichtigsten diachronischen Prozesse im Bereich des Verbums bzw. der Verbalsyntax abspielen, finden sich – das sei vorausgreifend hier bereits abgehandelt – außer in Kap. 4 (Morphologie, s. unten § 6) die wichtigsten Daten hierzu im Unterparagraphen über die Verbalsyntax des jüngeren Ägyptisch (§ 7.9), Angaben also zum bereits angesprochenen Übergang von einem mehr synthetischen zu einem mehr analytischen Sprachtyp (mit einer Tendenz von der Flexion zur Polysynthese) sowie zur Reorganisation des Verhältnisses von Haupt- zu Nebensatz (zu den hier benutzten Kategorien der Parataxe, Hypotaxe und Subordination vorbereitet bereits S. 165f.)

5. Kap. 3 (S. 28–50) gibt einen Abriss der ägyptischen Phonologie bzw., der Lage der Dinge entsprechend, vielfach eine Diskussion der Probleme ihrer Rekonstruktion. Denn zwar gibt es eine große Menge von Beobachtungsdaten und lassen sich die Beobachtungsdaten aus verschiedenen Zeitstufen der Sprachentwicklung weitgehend in einen diachronischen Zusammenhang bringen, es ist indes nicht leicht, auch nur für eine Zeitstufe das phonologische System zu rekonstruieren. Die Beobachtungsdaten bestehen, abgesehen von der zu interpretierenden hieroglyphischen Tradition, erstens aus etymologischen Äquivalenten im Hamitosemitischen; zweitens aus Transkriptionen ägyptischer Wörter in nicht-ägyptische Schriften, namentlich in Keilschrift; drittens aus der hieroglyphischen Wiedergabe von Lehnwörtern aus dem Nordwestsemitischen; viertens aus den Befunden des Koptischen in koptischer Schrift. Dem wäre, ergänzend und bislang so gut wie ungenutzt, mindestens noch der Befund der ägyptisch-koptischen Lehnwörter im Ägyptisch-Arabischen (einschließlich der ägyptischen Ortsnamen) hinzuzufügen, von denen gleich – um wenigstens zu exemplifizieren – noch bei der Behandlung eines der Probleme im Kleingedruckten Gebrauch gemacht werden wird<sup>17</sup>.

Im einzelnen behandelt Vf. für vier Zeitstufen – die (hamitosemitische) Prähistorie, das ältere und das jüngere Ägyptisch sowie das Koptische – drei Bereiche der Phonologie: die Konsonanten, die Vokale und die Silbenstruktur. Dabei kann er sich bei der Prähistorie auf die Behandlung der Konsonanten beschränken, da ansonsten kaum mehr als die bekannten Verhältnisse etwa des Semitischen zu referieren wäre. Ähnlich entbehrlich erscheint eine Behandlung der koptischen Vokale, weil, wenn irgendwo direkt, diese im Koptischen zu greifen sind.

<sup>12</sup> S. inzwischen als eine partielle Nachlieferung Rez., Die Lexikographie des Altägyptisch-Koptischen, in: SEL 12, 1995, S. 191–203.

<sup>13</sup> Es fehlt eine zuverlässige Zusammenfassung des fundierten aktuellen Wissensstandes.

<sup>14</sup> S. jetzt J. E. Hoch, Semitic Words in Egyptian Texts of the New Kingdom and Third Intermediate Period, Princeton 1994.

<sup>15</sup> Zum Demotischen: W. Clarysse, Greek Loan-Words in Demotic, in: S. P. Vleeming (Hg.), Aspects of Demotic Lexicography, Löwen 1987, S. 9–33; zum Koptischen: H.-F. Weiß, Ein Lexikon der griechischen Wörter im Koptischen, in: ZÄS 96, 1970, S. 79f., und die knappen Hinweise bei Rez., loc. cit. (Anm. 12), S. 202, Anm. 67.

<sup>16</sup> S. J. Osing, Die Nominalbildung des Ägyptischen, Mainz 1976; Rez., Zur Rekonstruktion der deverbalen Nominalbildung des Ägyptischen, Wiesbaden 1983.

<sup>17</sup> Näheres demnächst bei Rez., Glottalisierte Verschlusslaute, glottaler Verschlusslaut und ein pharyngaler Reibelaut im Koptischen, Rückschlüsse aus den ägyptisch-koptischen Lehnwörtern im Ägyptisch-Arabischen (Arbeitstitel, erscheint voraussichtlich in LingAeg).

An dieser Stelle eine kleine Beobachtung, die, so unscheinbar sie sein mag, vielleicht doch als symptomatisch festgehalten werden sollte für die Unsicherheit der zeitlichen Fixierung phonetischer und phonologischer Realitäten: Vf. bespricht, wie gesagt, vier Zeitstufen: die (hamitosemitische) Prähistorie, das ältere Ägyptisch, das jüngere Ägyptisch und das Koptische. Kurioserweise werden die wesentlichen Aspekte des ägyptischen Konsonantensystems im Kapitel „Älteres Ägyptisch“ vorgetragen, wo man doch gerade für diese Periode, die Zeit des Alten und Mittleren Reiches, fast keine Anhaltspunkte besitzt, die über die eher dürftigen Anhaltspunkte in den hieroglyphischen Schreibungen hinausgehen. Mehr kann man über die (hamitosemitische) Prähistorie sagen und mehr kann man für die Zeit des jüngeren Ägyptisch sagen, für die man über die Querkoppelung zum zeitgenössischen Semitisch verfügt. Was als kurios auffallen sollte, ist indes gut motiviert: In die Periode des älteren Ägyptisch fällt in etwa das hypothetische Urkoptische, eine Sprache, die sich vom Koptischen her und unter flankierender Beziehung namentlich der „semitischen“ Querverbindungen zur Zeit des Neuen Reiches rekonstruieren läßt und die noch, in umgekehrter Richtung betrachtet, am besten die weitere lautgeschichtliche Entwicklung beschreiben und verstehen läßt. Es ist die Zeit, in der die stärkste, typischste Silbenstruktur gilt, die einerseits Endpunkt einer zunehmenden Restriktion hamitosemitischer Freiheiten ist, andererseits Ausgangspunkt eines Zerfalls, der die weiteren Jahrtausende bis zum Aussterben der Sprache bestimmt. Es ist die Rede vom Zweisilbengesetz, das den Akzent nur auf der letzten und vorletzten Silbe gestattet und, wichtiger noch, an Tonsilben nur offene mit langem Vokal und geschlossene mit kurzem Vokal zuläßt. Selbst wenn die Dinge aus heutiger Sicht doch komplizierter liegen, weitere Silbentypen in Rechnung zu stellen sind: Es ist die Periode, in der die hamitosemitischen Konsonanten und Vokale, wenn auch nicht unbedingt bzw. sehr oft nicht mit der ursprünglichen Artikulation, so doch als Konsonanten und Vokale noch weitestgehend erhalten sind, bevor ein langanhaltender Zerfall einsetzte. Was als *Befund* erscheinen mag, ist also mehr Konstruktion eines *Idealtypus*.

So weit der Überblick. Im folgenden sei ein ausgewählter Einzelpunkt schärfer beleuchtet, dessen Behandlung trotz Raffung ungebührlich viel Raum beansprucht, aber den Reichtum an Disputiermöglichkeiten veranschaulichen mag, der auch sonst vielfach in der Materie liegt.

Ein notorisches Problem ist die Konstruktion des phonologischen Systems im Bereich der Verschlusslaute, die Frage nämlich, welches Merkmal bzw. welche Merkmale für die Oppositionen (dental) *t* vs. *ʔ* (traditionell *d*), ((prä-)palatal) *č* (trad. *ʔ*) vs. *č* (trad. *d*), (velar) *k* vs. *ḳ* (trad. auch *q*) vs. *g* maßgebend ist bzw. sind (als vierte Verschlussstelle wären die Labiale zu nennen, die indes weitere Probleme aufwürfen). Zunächst einmal schließt sich Vf., dem Zug der Zeit folgend, dem von Otto Rössler nachdrücklich vertretenen Standpunkt an, die hamitosemitische Opposition Tenuis (z. B. *t*) vs. Media (z. B. *d*) vs. Emphatica (z. B. *ʔ*) sei durch Verlust der Media (z. B. *d* > *ʕ*) zweigliedrig geworden. Dann aber will er sich nicht mit der sich hieraus ergebenden binären Opposition Tenuis (z. B. *t*) vs. Emphatica (z. B. *ʔ*) abfinden, da eine Opposition Stimmlos (z. B. Tenuis *t*) vs. Stimmhaft (z. B. Media *d*) phonologisch gesehen einfacher wäre. Ein solcher Ansatz trafe sich mit dem altbekanntem und erst von Rössler in neuerer Zeit entschieden angegriffenen Standpunkt, äg. *ʔ* (trad. *d*) sei *d*, *č* (trad. *d*) sei *ḳ* (die Diskussion bezieht sich schwerpunktmäßig auf die genannten Dentale und auf die ((Prä-)Palatale).

Abgesehen vom Kriterium der phonologischen Einfachheit, wird eine Irregularität bei der Wiedergabe des semitischen *ʔ* in ägyptischen Lehnwörtern als Indiz für die Richtigkeit der phonologischen Interpretation ins Feld geführt: Wäre ägyptisches *ʔ* (trad. *d*) tatsächlich eine Emphatica (*ʔ*), sollte man erwarten, daß semit. *ʔ* durchgehend im Ägyptischen als *ʔ* (trad. *d*) wiedergegeben wird. Tatsächlich aber

schwankt die Wiedergabe: Teils steht das erwartete emphatische *ʔ* (trad. *d*), teils aber auch die Tenuis *t*, woraus zu schließen wäre, daß semit. *ʔ* nur in gewisser Hinsicht dem äg. *ʔ* (trad. *d*) entspricht, in anderer Hinsicht dem äg. *t*, hinsichtlich der Markiertheit ([+ EMPHATISCH]/[+ STIMMHAFT]) dem äg. *ʔ* (trad. *d*), hinsichtlich der Stimmlosigkeit dem äg. *t*.

Dazu ist mehreres zu sagen. Zuerst einmal, was Vf. als Hintergrund der genannten Auffälligkeit benutzt, kann auch umgekehrt in den Vordergrund gestellt werden: In umgekehrter Richtung, bei der Wiedergabe ägyptischer Wörter in semitischen Schriften gibt es kein Problem; hier wird stets *ʔ* (trad. *d*) als *ʔ* notiert (was, nebenbei bemerkt, auch dem Problem die Schärfe nimmt, ob im Ägyptischen und Semitischen „Emphase“ phonetisch unterschiedlich realisiert würde – zur Wahl stehen namentlich Glottalisierung in der Art der äthiopischen Sprachen und Pharyngalisierung in der Art des Arabischen). Zweitens könnte die Art der Wiedergabe des semit. *ʔ* von der lautlichen Umgebung abhängen. Dazu muß man sich die vertrauenswürdigen Belege, wohl vier an der Zahl, etwas genauer ansehen. Es handelt sich um die folgenden<sup>18</sup>:

- (1) äg. *mst* < semit. \**mašōta* „e. kleines Ruderboot“;
- (2) äg. *mstr* < semit. \**mašūra* „Büro“;
- (3) *šbt* (meist allerdings *šbt*) < semit. \**šibta* „Stock“;
- (4) *špt*, *šft* < semit. \**šapata* „richten“.

Man sollte die (vordere) Nachbarschaft von jeweils einem Labial und einem Sibilanten als verrückten Zufall übergehen können. Dagegen ist eine andere Gemeinsamkeit vielleicht doch nicht belanglos: In allen Belegen mit äg. *t* für semit. *ʔ* steht der betreffende Konsonant in der Nachtsilbe, vor einem unbetonten Vokal. Zwar *muß* in dieser Position semit. *ʔ* im Ägyptischen nicht zu *t* werden (Gegenbeispiel etwa äg. *rht* < semit. \**rahṭa* „e. Gefäß“<sup>19</sup>), aber es ist nicht unvernünftig, eine Tendenz zur „schwächeren“ Artikulation, zum Verlust des Merkmals [+ EMPHASE] in dieser Position anzunehmen. Man kann nämlich in einer späteren Zeit, beim Übergang ägyptisch-koptischer Wörter in das Ägyptisch-Arabisches eine ähnliche Schwäche der unbetonten Silben beobachten: Während äg. *ʔ* (trad. *d*) und *t* in der Tonsilbe im Normalfall im Ägyptisch-Arabischen als *ʔ* bzw. *t* auftreten (dazu später Beispiele), wird beides in der unbetonten Silbe in der Regel zu *d*. Beispiele<sup>20</sup>: äg. \**šāt-t* „Wasserloch, Brunnen“ > kopt. \**t-šōte* „Grube, Brunnen“ > äg.-arab. \**ḡōda*, *ḡōd* „e. Teil des Bewässerungsgrabens“; äg. *P3-ni-R-n-n.āwt-t* > kopt. \**parmoute* > äg.-arab. *baramūda* „8. Monat“. Der Grund hierfür kann nicht gut im Ägyptisch-Arabischen liegen, da dieses in allen relevanten Positionen *ʔ* bzw. *t* und *d* in gleicher Weise zuläßt, er ist also im Ägyptisch-Koptischen zu suchen. Offenbar handelt es sich um die bekannte „Schwäche“ der Artikulation unbetonter Silben im Ägyptisch-Koptischen im Gefolge des starken expiratorischen Akzents. Diese wäre dann also bereits für die ägyptische Artikulation semitischer Lehnwörter im Neuen Reich in Rechnung zu stellen.

Noch eine Randbemerkung zu Beleg (2), äg. *šbt/šḫ* < semit. \**šibta*: Der Regel entspricht nur das seltenere äg. *šbt*. Man beachte indes, daß der koptischen Form des Wortes, <sup>SBF</sup>*šbōt* usw. (deren Silbenstruktur übrigens auch durch das ägyptisch-arabische Lehnwort *šudāb/šidāb* u. a. m. „e. Pflock“ bestätigt wird), eine andere Silbenstruktur zugrunde liegen muß als die von \**šibta*. Man darf zuversichtlich annehmen, daß diese auch dem gängigeren äg. *šbt* zugrunde liegt.

Nun könnte man sich mit Vf. natürlich dahin verständigen, daß sich die hier vorgetragene Argumente auf nur ein Merkmal der Opposition beziehen, nämlich das Merkmal [+ EMPHATISCH], daß daneben aber ohne weiteres andere Merkmale denkbar sind, so das Merkmal [+ STIMMHAFT], und selbstverständlich nichts grundsätzlich dagegen spricht, letzteres Merkmal als das phonologisch relevante anzusetzen.

<sup>18</sup> Hoch, op. cit. (Anm. 14), Nr. 201, 202, 397, 398.

<sup>19</sup> Hoch, op. cit., Nr. 279.

<sup>20</sup> Ausführlich Rez., loc. cit. (Anm. 17).

Indes: Kaum daß Vf. die Opposition Stimmlos vs. Stimmhaft für das ältere Ägyptisch aus systematischen Erwägungen heraus als maßgebend bestimmt hat, spricht er von der nachfolgenden Neutralisierung des Merkmals [+ STIMMHAFT], betont die emphatische (ejektive) Artikulation, um dann für die koptischen Nachfolger nach jahrtausendlangem Zwischenspiel wieder ein Merkmal [+ EJEKTIV] – Ejektiv als eine Realisierungsweise der Emphase – als maßgebend vorzufinden (S. 34 und Tabelle S. 40), das schon vom Hamitosemitischen her einmal gegeben war. Allerdings ist bei der Beurteilung der späten, koptischen Verhältnisse in Rechnung zu stellen, daß hier – das zeigt die Schrift – mit einer dritten, stimmhaften Artikulation zu rechnen ist, deren Existenz, wenn sie denn wirklich gegeben ist, die Konstruktion des phonologischen Systems beeinflussen müßte. Es wäre also dann z. B. legitim, eine Opposition wie die zwischen bohairischem *t<sup>b</sup>*, *t* und *d* als Stimmlos vs. Ejektiv vs. Stimmhaft anzusetzen. Indessen ist *d*, wie Vf. durchaus sieht (S. 41), in echt ägyptischen Wörtern lediglich eine kombinatorische Variante eines der anderen Phoneme, im Beispiel also von *t<sup>b</sup>* und *t* (in Nachbarschaft von *n*), also ein Allophon (das Phänomen betrifft übrigens, wie die ägyptisch-arabischen Lehnwörter zeigen, nicht nur *n*, sondern auch andere Sonorlaute, vgl. z. B. kopt. *\*Tbō* usw. > *\*Idfū*, *Idfū* „Edfu“).

Der langen Rede kurzer Sinn: Nichts wäre einfacher, zum mindesten in sprachhistorischer Perspektive, als die durchgängige Annahme eines für die Verschlusslaute maßgebenden Merkmals [+ EMPHATISCH], die Opposition zwischen Tenuis und Emphatica.

Jetzt aber, anders argumentiert: Was zwingt einen eigentlich, die koptischen Stimmhaften beiseitegelassen, überhaupt dazu, die Opposition zwischen z. B. bohairisch *t<sup>b</sup>* und *t* als die zwischen Stimmlos und Emphatisch anzusetzen und nicht vielmehr als die zwischen Stimmhaft und Stimmlos, die nach Vf. für das ältere Ägyptisch galt, oder – eine Variante – als die zwischen Aspiriert und Nicht-aspiriert, die mit der Wiedergabe durch griechisches Thēta und Tau korreliert und für die Fritz Hintze in einem bemerkenswert gründlichen und methodischen Artikel plädierte<sup>21</sup>? Eigentlich nur die Einfachheit der sprachgeschichtlichen Entwicklung, die Anbindung an die hamitosemitische Vorgeschichte, sofern man diese wie Rössler sieht.

Einfachheit ist selbstverständlich keine Garantie für Tatsächlichkeit. Man darf so weit in der Tat Zweifel hegen, ob im Koptischen das Merkmal [+ EMPHATISCH] immer noch gilt. Aber es gilt tatsächlich! Es ergibt sich dies schlüssig durch eine Beobachtung, die bislang praktisch ungenutzt ist: aus den ägyptisch-koptischen Lehnwörtern (und Ortsnamen) im Ägyptisch-Arabischen. Diese nämlich zeigen nach verblüffend klaren Regeln grundsätzlich z. B. *t* dort, wo im Ägyptischen *t* (trad. *d*) steht, und *t* dort, wo im Ägyptischen *t* steht<sup>22</sup> (daneben, was oben z. T. exemplifiziert wurde, in anderen Fällen regelmäßig einen Zusammenfall von äg. *t* (trad. *d*) und *t* in äg.-arab. *d*). Beispiele: äg.-arab. *yōt* „Vater“ in *gabanyōt* „Pater noster“ < kopt. *(e)iōt* < äg. *iti* „Vater“, aber äg.-arab. (sg. *\*buqt*), pl. *\*buqūt* „e. Körbchen“ < kopt. *pe<sup>SB</sup>kot* „der Korb“ < äg. *kṯ* „Topf“; äg.-arab. *tabḥ* „betrunken sein“ < kopt. *t<sup>b</sup>iḥi* usw. < äg. *tḥ* „betrunken sein“, aber äg.-arab. *tūba* „Ziegel“ < kopt. *\*tōōbe* usw. < äg. *tḥ.t* < *ḥb.t* „Ziegel“.

Ausdrücklich sei gesagt, was zu belegen hier zu weit führen würde, daß die Entwicklung äg. *t* > äg.-arab. *t* und äg. *t* (trad. *d*) > äg.-arab. *t* in jeder vokalischen Umgebung gilt. Wenn das z. B. im S. 43 zitierten Ortsnamen *Asyūt* nicht so ist, äg.-arab. *t* also tatsächlich einmal einem äg. *t* und nicht *t* (trad. *d*) entspricht, so hat dies seinen guten Grund, aber einen anderen als den von Vf. angegebenen, den zu erläutern hier aber ebenfalls zu weit führen würde<sup>23</sup>; desgleichen, wenn in einem Ortsnamen wie *Dandara*, ebenfalls S. 43 zitiert, eines der auf äg. *t*

zurückgehenden *d*'s in der Tonsilbe stehen muß, nach der Hauptregel also *t* sein sollte<sup>24</sup>.

So weit, so gut. Nun verfügt man jedoch ausgerechnet für das Bohairische, von dem der Ansatz eines distinktiven Merkmals [+ EJEKTIV] ausging, über unabhängige Überlieferungen der Aussprache, die den vorangehenden allgemein-koptischen Schlußfolgerungen glatterdings widersprechen: die mittelalterliche Wiedergabe des Bohairischen in arabischer Schrift und des Arabischen in koptisch-(bohairisch)er Schrift<sup>25</sup> sowie die – weitgehend vertrauenswürdigen! – „popular traditions“, die Werner Vycichl und William H. Worrell aus den 30er Jahren unseres Jahrhunderts belegen<sup>26</sup>. Beide Überlieferungen lassen eine Opposition (Stimmlose) Aspirata vs. (Stimmlose bzw. Stimmhafte) Nicht-Aspirata, also etwa [th] vs. (mittelalterlich) [d] bzw. (popular traditions) [d] erkennen. Z. B. steht in den „popular traditions“ [th] und [d], und zwar in einer Distribution, die der von *t<sup>b</sup>* und *t* im Bohairischen entspricht. Hier steht etwa [thōn] „wo“ für *t<sup>b</sup>ōn* < äg. *tn* < *čni*, aber (st.pr.) [dōn] „sich erheben“ für *t<sup>b</sup>ōn* < äg. *t<sup>b</sup>wn*. Während man bei der schriftlichen Überlieferung des Bohairischen in koptischer Schrift durchaus darüber räsonnieren darf, ob Thēta und Tau wie im älteren Griechisch für *t<sup>b</sup>* und *t* stehen oder aber für die Darstellung der äg.-kopt. Opposition *t* vs. *t* ungenutzt wurden, kann man dies bei den Nebenüberlieferungen nicht. Z. B. ist bohairisches *t<sup>b</sup>* und *t* in den „popular traditions“ von phonetisch geschulten Wissenschaftlern als [th] und [d] gehört worden (bei Worrell *t* und *d*).

Alle Indizien zusammengenommen, muß das Bohairische bereits im Mittelalter anstelle der Opposition von z. B. *t* vs. *t* eine Opposition [th] vs. [d] besessen haben. Will man diesen Befund mit dem der Lehnwörter harmonisieren, bieten sich zwei Lösungen an: Entweder ist im originären bohairischen Dialektgebiet vor Einsetzen der bohairischen schriftsprachlichen Überlieferung (welchen Zeitpunkt man immer dafür ansetzen mag) die Opposition Nicht-Emphatica vs. Emphatica durch die Opposition Aspirata vs. Nicht-Aspirata ersetzt worden; sollte man diesen Zeitpunkt in arabische Zeit setzen, könnten theoretisch Lehnwörter in der Boḥaira auftreten, die dem sonstigen Lehnwort-Befund widersprechen (das einschlägige Lehnwortmaterial aus der betreffenden Region ist gering, liefert einstweilen jedenfalls nicht den gesuchten Gegenbeweis). Oder: Das Koptische ging in arabischer Zeit, nach Übernahme der Lehnwörter und vor dem Einsetzen der klassisch-bohairischen Überlieferung, also etwa im 8./9. Jh., in ganzer oder doch größerer Dialektbreite von der einen Opposition zur anderen über. Wie dem im einzelnen auch sei: In unserem Zusammenhang ist von Belang, daß es noch in koptischer Zeit eine Opposition Emphatica vs. Nicht-Emphatica gegeben haben muß, daß diese aber, anders als Vf. es will, gerade nicht aus dem graphematischen Befund des Bohairischen abgeleitet werden kann.

6. In Kap. 4 (S. 51–102) nimmt Vf. der Reihe nach alle wichtigen Bereiche der historischen Morphologie durch. Kein Wunder, daß hier, wie schon in Kap. 3 (Phonologie), vor allem neuere Arbeiten in junggrammatischer Tradition zum Zuge kommen. Ohne der älteren und neueren Produktion auf diesem Gebiet und ihren Autoren Unrecht zu tun, kann man als viel benutzte Quellen

<sup>24</sup> S. Rez., loc. cit. (Anm. 17).

<sup>25</sup> S. H. Satzinger, Zur Phonetik des Bohairischen und des Ägyptisch-Arabischen im Mittelalter, in: WZKM 63/64, 1971, S. 40–65.

<sup>26</sup> W. Vycichl, Pi-solsel. Ein Dorf mit koptischer Überlieferung, in MDIÄAK 6, 1936, S. 169–174; W. H. Worrell/W. Vycichl, Popular Traditions of the Coptic Language, in: W. H. Worrell (Hg.), Coptic Texts in the University of Michigan Collection, Ann Arbor – London 1942, S. 295–342; [W. H. Worrell], Texts in Phonetic Transcription, op. cit., S. 243–354; s. auch C. T. Hodge, Egyptian and Survival, in: J. und T. Bynon (Hg.), Hamito-Semita, Den Haag – Paris 1975, 171–191.

<sup>21</sup> F. Hintze, Bemerkungen zur Aspiration der Verschlusslaute im Koptischen, in: Zeitschrift für Phonetik und allgemeine Sprachwissenschaft 1, 1947, S. 199–213.

<sup>22</sup> Näheres bei Rez., loc. cit. (Anm. 17).

<sup>23</sup> S. Rez., loc. cit. (Anm. 17).

Jürgen Osings „Nominalbildung des Ägyptischen“ und diverse Arbeiten von Rez. herausstellen. Was letztere angeht, werden sie – übrigens auch in Teilen des Kap. 3 – häufiger herangezogen, als dem auftragsgemäß kritischen Rez. gut tut.

Dem Charakter des Ägyptisch-Koptischen Rechnung tragend als einer flektierenden oder fusionierenden Sprache (mit einer Tendenz zur Ersetzung synthetischer Strukturen durch analytische), beschäftigt sich Vf. mit der Morphologie ziemlich eingehend. Nach Erörterung einer gewissen Distanz zu anderen Sprachen der hamito-semitischen Familie bespricht er Grundeinheiten wie Wurzel, Stamm und Wort; die Wortarten Nomen, Pronomen, Numerale und besonders Verb, schließlich Präpositionen, Konjunktionen und Partikeln. Es werden jeweils die einschlägigen Kategorien der Flexion beschrieben wie Struktur der Wortform, Bildung der Genera und Numeri, Tempus und Aspekt, Modus und Verbalgenus, Negation sowie die infiniten Verbalformen, Infinitive und Partizipien, als Übergangsbereich (um den Begriff Transposition zu vermeiden) zwischen Verb und Nomen. Sachgerecht findet sich nur beim Abschnitt über die verbale Morphologie ein eigener und ausführlicher Ausflug aus dem als Grundlage gewählten älteren Ägyptisch in das jüngere Ägyptisch, ereignen sich hier doch die auffälligsten Verschiebungen im Zuge des Übergangs vom mehr synthetischen zum mehr analytischen Sprachtyp. Der Breite der morphologischen Thematik kann hier nicht nachgegangen werden, es seien aber im Kleingedruckten wenigstens einzelne knifflige Fälle andiskutiert.

Schon als Obsessionen können einem bisweilen die Grammatikerbemühungen vorkommen zum Nachweis von Kategorien wie z. B. (semitischen) Kasus (womöglich noch im Zusammenhang mit der Erklärung der ägyptischen Suffixkonjugation), Ergativ (bzw. Ergativkonstruktionen) oder Aspekte im Ägyptischen oder doch wenigstens deren Relikte. Rez. bekennt freimütig, daß auch er solchen Obsessionen bisweilen unterliegt. Wie sollte er also anderen die Suche, selbst wenn nicht immer erfolgversprechend, ausreden wollen?

Hier zunächst einmal zu den Kasus. Vf. analysiert etwa (S. 55) Substantive mit einer „Endung“ *-aw* (z. B. *\*ḥjpraw* „Gestalt“), *-iw* (z. B. *\*mščiw* „Gehaßter“, Feind“), *-uw* (z. B. *\*ḥrurw* „der Ferne“, Horus“) als *-a/-i/-u*-Stämme plus „Gleitlaut“ *w* plus Nominativendung *-u* (also *\*ḥjpra-w-u*, *\*mšči-w-u*, *\*ḥaru-w-u*), die nach Abfall des auslautenden *\*u* infolge der Durchführung des Zweisilbengesetzes auf den ursprünglichen Gleitlaut enden. Rez. sah einmal die lautliche Entwicklung etwas anders, nämlich so, daß das Element *\*u* direkt an den Stamm angehängt wird und durch den homorganen Konsonanten *w* (d. i. [u]) ersetzt wird<sup>27</sup>. So weit sind die kleinen Varianten der Hypothesenbildung. Nur interpretierte Rez. dies Element *\*u* nicht als Kasusendung, sondern als Genusendung. Das muß zwar keineswegs die richtige Lösung sein. Aber es ist eben, solange nicht widerlegt, eine Alternative, die die Interpretation des *\*u* als Kasusendung schwächt. Ähnlich interpretiert Vf. ein fallweise im Plural an den Singularstamm antretendes *uw*, so im Plural zu *\*šān < \*šan-u* „Bruder“, der als *\*šanū*

*waw* rekonstruiert werden kann (S. 59). Das sei Stamm *\*šan* + Kasusendung *\*u* + Gleitlaut *w* + Pluralendung. Aber ist eigentlich die Kasus-*wor* der Pluralendung zu erwarten oder nicht eher wie im Semitischen *danach*? Im übrigen steht die Erklärung Osings als Konkurrenzlösung zur Debatte, derzufolge es sich um konsonantischen Stamm (im Beispiel: *šn*) + stammerweiterndes *w* handelt, mit dessen Hilfe der zweikonsonantige Stamm in einen dreikonsonantigen überführt wird, um das nur für dreikonsonantigen Stamm verfügbare Vokalisationsmuster *\*šačum* auch für Plurale von Substantiven zu nicht-dreikonsonantigen Wurzeln anwendbar machen zu können<sup>28</sup>. Tückischerweise haben wohl alle einschlägigen Wörter im Singular den Vokal *\*a* (im Beispiel: *\*šān*), so daß man nicht entscheiden kann, ob das *\*a* im Plural (*\*šanūwaw*) das des Singularstamms ist oder das des pluralischen Vokalisationsmusters *\*šačum*. Daß die (wenigen) Singulare alle *\*a* zeigen, kann aber purer Zufall sein. Bei den entsprechenden Pluralen von dreikonsonantigen Singularen, bei denen sich der Vokalisationsstyp *\*šačum* am vom Singular abweichenden zweiten Vokal, *\*u*, festmachen läßt (z. B. Sg. *\*nāčar* „Gott“, Pl. *\*načūraw*), hat ebenfalls der Singular (wie im Beispiel) überwiegend *\*a*<sup>29</sup>, nur gelegentlich *\*i* und, soweit die Belege reichen, nie *\*u*.

Als Relikte einer Genitivendung *\*-i* werden seltene Status-pronominalis-Bildungen angeführt und die sog. Nisbabildungen in der Art von *\*ḥār-i(i)* „des Gesichts, zum Gesicht gehörig, darauf befindlich“. Aber ist im letzteren Fall der Beweisgang nicht auf den Kopf gestellt: Ist die Nisbabildung nicht der Ursprung der (semitischen) Kasusbildung, also die Voraussetzung für die Bildung des Genitivs, nicht aber ein Indiz für die tatsächliche Entstehung eines Kasus Genitiv? Für einen dritten Kasus mit Endung *\*-a*, „Akkusativ“ oder – Achtung: Ergativtheorie! – „Absolutiv“ genannt (S. 55.100), führt Vf. eine weitere seltene Status-pronominalis-Bildung einer Präposition ins Feld. Schließlich taucht dieser Kasus „Akkusativ“ oder „Absolutiv“ bei der genetischen Herleitung der ominösen ägyptischen Suffixkonjugation vom Typ *ščm=f* noch einmal auf: Dem Subjunktiv *ščmá=f* soll dieser Kasus zugrunde liegen. Hier bezieht sich Vf. auf John B. Callender, der aus der fragmentarischen Überlieferung der Vokalisation der *ščm=f*-Formen ursprüngliche Substantive mit diversen Kasusendungen zu erschließen versuchte<sup>30</sup>. Ob man nun die Herleitung der Suffixkonjugation aus Nomina favorisiert – auch Rez. tat dies eine Weile lang –: Es ist noch niemandem gelungen, die verwirrende Überlieferung einzelner (teil-)vokalisierter Verbalformen der Suffixkonjugation wirklich vollständig und zuverlässig zu deuten. Rez. jedenfalls ist es trotz heißem Bemühen bislang nicht gelungen, sich hier Klarheit zu verschaffen, und hält bei denen, die volle Klarheit zu haben glauben, die Klarheit für ein Ergebnis unzureichender Erkundungen über die positiven Daten<sup>31</sup>.

An anderer Stelle läßt sich Vf. einen möglichen Akkusativ bzw. Absolutiv entgehen, nämlich bei der Behandlung des sog. enklitischen Pronomens, bei dem ein Teil der Singularformen in der Schrift als letzten Konsonanten ein *w* zeigt (z. B. *šw* „er, ihn“). Vf. interpretiert solche Formen als auf Vokal *\*u* plus Konsonant endigend (z. B. *\*šuw* „er, ihn“). Das ist nicht möglich. Läge eine solche Lautfolge vor, würde der Auslaut wohl als [u:] realisiert, auf jeden Fall würde aber in der Schrift in aller Regel kein *w* erscheinen<sup>32</sup>. Es muß also dem *w*, da es in aller

<sup>27</sup> Rez., Aus der Arbeit an einer Konkordanz zu den altägyptischen Sargtexten. Teil II: Zur Pluralbildung des Ägyptischen, Wiesbaden 1983, bes. S. 202–204.

<sup>28</sup> Belege bei Rez., op. cit., S. 211 (§ 2.4) (mit Verweisen auf Osing).

<sup>29</sup> Belege bzw. Verweise auf Osing bei Rez., op. cit. (Anm. 27), S. 212f., §§ (6.4), (6.5), (7.4), (7.5).

<sup>30</sup> J. B. Callender, Afroasiatic Cases and the Formation of Ancient Egyptian Constructions with Possessive Suffixes, Malibu 1975.

<sup>31</sup> Vgl. Rez., op. cit. (Anm. 27), S. 115–120; zu neueren Vorschlägen zur Interpretation der Vokale s. Vf., S. 86.

<sup>32</sup> Rez., op. cit. (Anm. 27), S. 186f.

Regel geschrieben wird, noch ein Vokal folgen, der nach dem Semitischen als \*a anzusetzen wäre (z. B. \*šúwa „er, ihn“), was nach der Funktion des Pronomens als Objektpronomen bzw. als Subjekts im Adjektivsatz (genetisch einer Ergativ-Konstruktion) die Interpretation als Akkusativ/Absolutiv nahelegt. Das Thema Kasus abschließend sei darauf hingewiesen, daß Vf. an diversen weiteren Stellen das Thema der relikthaften Ergativität anspricht (s. S. 64f., 83f. und Register).

Eine andere Grammatiker-Obsession ist die Aufspürung von Aspekten im „Tempus“-System des Ägyptischen. Vf. hält dafür, daß das Ägyptische wie viele Sprachen in der verbalen Formenbildung zwei Zeitdimensionen miteinander kombiniert, den internen Zeitverlauf (Aspekt) und den externen Zeitbezug (Tempus) (S. 75). Dem kann man ohne weiteres folgen. Wenn er dann allerdings eine approximative Verteilung von Tempus und Aspekt in der Weise vornimmt, daß initiale Verbalformen eher temporal aufzufassen wären, sich auf den Zeitpunkt des Sprechaktes bezögen, Verbalformen in nicht-initialer Position dagegen, da sie ihre Zeitreferenz von einer initialen Form herleiten, eher aspektuell zu verstehen wären, so ergeben sich Probleme. Angesichts dessen, daß die Diskussion ohnehin schon verwirrend genug ist, u. a. aus Uneinigkeit über die Verwendung der Termini (Klage auch von Vf., S. 75), kann die Abschätzung nicht so stehen bleiben. Schon die Beispiele sind problematisch: „initiale“ Verbalform *iy.n=i* „I came“ vs. „initiales“ *iy=i* „I come“ als Tempusopposition, „nicht initiale“ Verbalform in *mkwi m iy.t* „look, I am coming“, vs. *mk wi iy.ki* „look, I have come“ als Aspektopposition. Wenn mit *iy.n=i* die sog. „emphatische“ Form bzw. die substantivische Verbalform (in der sog. „Emphatischen“ Konstruktion gemeint ist – das ist die naheliegende Lösung – und dies auch für *iy=i* gilt – das ist nicht wirklich klar –, so könnte in beiden Fällen einer solchen Form satzeinleitendes *mk* vorangehen, wodurch die Verbalformen nicht-initial wären und von den zwei bei Vf. mit *mk* versehenen Sätzen bezüglich Initialität vs. Nicht-Initialität nicht mehr unterschieden. Man kann z. B. ohne weiteres einen Satz mit *mk iy.n=i* beginnen. Wenn „Initialität“ vs. „Nicht-Initialität“ einen Sinn geben soll, so muß mit „initial“ die Position der finiten Verbalform als „Subjekt“ (oder evtl. besser: Topic) in der sog. „Emphatischen“ Konstruktion gemeint sein oder, verallgemeinert, als einer Prädikation vorangestelltes verbales Topic. „Nicht-Initialität“ dagegen würde heißen: Verwendung als verbales Prädikat innerhalb der Prädikation. Man beachte im übrigen, daß Nebensätze, die (im älteren Ägyptisch, von dem die Rede ist) generell in nicht-initialer Position stehen, ein Tempus relativ zu dem des übergeordneten Satzes ausdrücken können, nicht notwendig einen Aspekt ausdrücken müssen. Der Aspekt in den Beispielen (*mk wi m iy.t* vs. *mk wi iy.ki*) hängt allein mit den in prädikativer Funktion verwendeten Verbalformen zusammen (*m* + Inf. vs. Pseudopartizip), nicht mit der „Verpackung“.

Überhaupt ist die Frage des Aspekts eine Frage der Opposition von Verbalformen innerhalb des Verbalparadigmas oder doch in der Regel so gesehen worden. Solange das Verbalparadigma eindimensional („temporal“) organisiert war, konnte man sich bei den Verbalformen frei nach semantischen Gesichtspunkten bedienen. Man kann das an Gardiners „Egyptian Grammar“ exemplifizieren, der zwischen den Deckeln eines und desselben Buches sogar zwei Aspekt-Theorien gibt (ob er den Widerspruch selbst nicht sah oder nicht sehen wollte bzw. warum ihn später niemand moniert zu haben scheint, bleibe offen): In § 438 findet sich die von Vladimir Goleniščev zuerst behauptete binäre Aspektopposition (perfektiv) *mr=f* vs. (imperfektiv) *mrr=f*. In § 411 findet sich die mit Gardiners Erklärung der Suffixkonjugation zusammenhängende ternäre Aspektopposition (perfektiv) *mr.n=f* vs. (imperfektiv) *mrr=f* vs. (prospektiv) *mr(y)=f*. Dem kann hier nicht im einzelnen nachgegangen werden. Seit Polotsky das Verbalparadigma nach den zwei Dimensionen („Tempus“ und Syntax) organisierte, muß man sich bei der Auswahl von Gliedern einer Aspektopposition in einer der Dimensionen bewegen, wobei man allerdings die Freiheit hat, die Dimensionen selbst zu interpretieren.

(Verkürztes) Auswahlmenü:

	„emphatisch“ (substantivisch)	prädikativ (adverbial)
Perfekt	<i>mr.n=f</i>	<i>mr.n=f</i>
Aorist	<i>mrr=f</i>	<i>mr=f</i>
Futur	<i>mry=f</i>	<i>mry=f</i>

Unterscheidet man, Polotsky eng folgend, in der syntaktischen Dimension „emphatische“ (später: substantivische) und prädikative (später: adverbiale) Verbalformen, so kann man die Glieder der (Aspekt-) Opposition nur innerhalb der „emphatischen“ und innerhalb der prädikativen Verbalformen suchen. Damit ist Gardiners erste Theorie ausgeschlossen, da *mr=f* und *mrr=f* in syntaktischer Hinsicht verschieden sind. Die zweite Theorie dagegen ist anwendbar in einer der syntaktischen Positionen, nämlich bei den „emphatischen“ Formen. Folgerichtig wurde dann auch für die zweite syntaktische Spalte (mit teilweise neu eingebrachten Verbalformen) eine neue parallele Aspektopposition bestimmt: *mr.n=f/PsP* vs. (*iw=*) *f hr/m ščm*<sup>33</sup> (vs. *mr(y)=f/iw=f r ščm*). In etwa auf dieser Linie bewegen sich die Verbalformtabellen von Vf. (S. 80 und 85), die innerhalb der „Tenses“ Past/Non-Past (für das aktiv) und Past/Present/Future (für das Passiv) Aspekte angeben bzw. unterscheiden und dabei teilweise zwischen den Formen in initialer Position (für „emphatisch“) und nicht-initialer Position (für „prädikativ“) differenzieren (in den Details liegt einiger Diskussionsstoff). (Die Asymmetrie zwischen den Aktiv- und Passivoppositionen, Zweistufigkeit im einen, Dreistufigkeit im anderen Fall, ist übrigens – ob richtig oder nicht – ein Beispiel für die Loslösung vom Schematismus der traditionellen Schulgrammatik, von der oben § 1 die Rede war). Anders dagegen Joris F. Borghouts: Dieser interpretiert die syntaktische Dimension Polotskys und seines Gefolges als Aspekt-Dimension, so daß also wie bei Gardiners erster Theorie (perfektiv) *mr=f* vs. (imperfektiv) *mrr=f* angesetzt werden kann und konsequenterweise ein perfektives *ščm.n=f* von einem imperfektiven *ščm.n=f*<sup>34</sup> unterschieden wird (was Borghouts als Aspektopposition Imperfektiv vs. Perfektiv sieht, ist nach Ansicht von Rez. in Wirklichkeit die Opposition zwischen Hintergrund (verbales Topic) und Vordergrund (Prädikation)). – Genug des grausamen Spiels!

7. Kap. 5 (S. 103–143) behandelt die „nominale Syntax“. Mit „Syntax“ ist hier wie in den folgenden Kapitelüberschriften „Satzsyntax“ gemeint. „Nominale Syntax“ ist also das, was sonst unter „Nominalsatz“ abgehandelt wird (bzw. unter „Substantivalsatz“ und „Adjektivsatz“ o. ä.). Es ist dies eine notorische Problemzone der ägyptischen Grammatik. Man trifft hier auf eine große Menge von Satzmustern und Satzfunktionen, die je für sich schon zu bestimmen fallweise Probleme bereitet und deren wechselweise Zuordnung auch nicht immer ganz einfach ist; manche Satzmuster lassen sich in der Schrift nicht unterscheiden, können also praktisch nur von den Satzfunktionen her unterschieden werden. Immerhin hat sich in neuerer Zeit die Lage

<sup>33</sup> Hierzu, wenn auch nicht auf das hier angegebene Raster bezogen, s. insbesondere Friedrich Junge, Studien zum mittelägyptischen Verbum, Göttingen 1970, S. 1–54.

<sup>34</sup> J. F. Borghouts, Aspectual Values of the Second Tenses in Middle Egyptian, in: S. Schoske (Hg.), Akten des Vierten Internationalen Ägyptologen-Kongresses, München 1985, Beihefte SAK 3, 1988, S. 29–42; id., Ägyptisch, Leiden 1993, I, § 59.

erheblich dadurch gebessert, daß man das begriffliche Instrumentarium verfeinert hat<sup>35</sup>. Wortart und Reihenfolge der Satzglieder spielen zwar immer noch eine Rolle, auch haben die Sätze nach wie vor eine Subjekts-Prädikats-Struktur, aber es wird nicht mehr versucht, wie dies auch die Standardtheorie Polotskys bzw. seiner Schule nahelegte, die Befunde allein auf dieser Basis zu erklären, und das heißt praktisch, möglichst „Betonung“ als prädikative „Betonung“ zu verstehen, als die „Betonung“ des im Prädikat liegenden eher Neuen gegenüber dem im Subjekt liegenden eher Bekannten. Z. B. liegt der Unterschied zwischen *ink rmč* „Ich bin ein Mensch“ und *ink rmč* „Ich bin ein Mensch“ nicht darin, daß im einen Fall *rmč* Prädikat wäre, im anderen Falle *ink*, sondern in beiden Fällen ist *ink* Subjekt und *rmč* Prädikat, im einen Fall ist der Satz über die Subjekts-Prädikats-Struktur hinaus, wie Vf. sagt, „unmarkiert“, im anderen „markiert“. In der Realität, kann man sich vorstellen, ist im einen Fall das Subjekt unbetont, liegt also der Akzent natürlich auf dem Prädikat („Ich bin ein Mensch“); im anderen Fall ist das Subjekt betont und macht so hinsichtlich der Betonung dem Prädikat den Rang streitig („Ich bin ein Mensch“)<sup>36</sup>. In einer Vorgängerarbeit beschrieb Vf. den Unterschied als den zwischen einer „syntactic order“ vs. einer „pragmatic order“<sup>37</sup>. Nun ist zwar richtig, daß die Markierung mit einem pragmatischen Bedürfnis zusammenhängt, aber es gibt keine syntaktischen Sätze und daneben pragmatische Aussagen, sondern selbstverständlich hat jeder Satz zunächst einmal eine Syntax, und auf dieser Ebene liegt dann auch die lautsprachliche Realisierung der Markierung (etwa als Betonung). So bringt die jetzige Unterscheidung einer „unmarked order“ und einer „marked order“ eine Klärung des Sachverhalts.

Kreuzt man die Art des Prädikats (Nominalphrase, Adjektivphrase) mit der Art der Markierung (unmarkiert, markiert) erhält man (Präd. = NP, unmarkiert) klassifizierende Sätze (z. B. *ink rmč* „Ich bin ein Mensch, *rmč pw* „Er ist ein Mensch“), (Präd. = NP, markiert) spezifizierende Sätze (z. B. *ntf rmč* „Er ist ein Mensch“), (Präd. = AdjP, unmarkiert), qualifizierende Sätze (z. B. *ink nfr* „Ich bin gut“, *nfr šw* „Er ist gut“). Problematisch erscheint dann aber, daß in dieses Schema auch Spaltsatz (Cleft Sentence) und Pseudo-Spaltsatz (Pseudocleft Sentence) – identifizierende Sätze – eingehängt werden: (Präd. = NP, unmarkiert) Pseudo-Spaltsatz (z. B. *rmč pw ḥs.n=f* „Der, den er pries, ist ein Mensch“) und (Präd. = AdjP; markiert) Spaltsatz (z. B. *in rmč ḥs wī* „Es ist der Mensch, der mich pries“). Hier nämlich liegen nicht einfache Sätze mit substantivischem oder adjektivischem Prädikat vor, vielmehr wird hier zusätzlich verlangt, daß im einen Fall das Prädikat, im anderen Fall das Subjekt

eine adjektivische bzw. eine substantivierte adjektivische Verbalform enthalten. Im übrigen sei zu bedenken gegeben, daß im Spaltsatz, der sog. *in*-Konstruktion, im Futur eine Verbalform der Suffixkonjugation (prosp. *šm=f*) steht, die zwar im Rahmen der Standardtheorie allenfalls als substantivisch gelten kann, die aber, wenn man diese konsequent verwirft (hierzu s. unten § 9), verbalen Charakter haben muß.

Seiner Klassifikation entsprechend behandelt Vf. im einzelnen den zwei- und dreigliedrigen (Substantial-) Satz mit den Untergruppen klassifizierende plus identifizierende Sätze und spezifizierende Sätze, als Sonderfall die „thetischen“ Sätze (ganze „clauses“ als Prädikat von *pw*, z. B. *šm=f pw* „Das ist: Er hört“, schließlich die Sätze mit adjektivischem Prädikat bzw. Spaltsätze als qualifizierende bzw. (noch einmal) identifizierende Sätze. Es folgen die unvermeidlichen Quisquilien zum chaotischen Bereich der Besitzangabe (*n.i šw*, *n=f imy*, *nnk*) und ein kurzer Blick auf die Wortfrage, schließlich die Existenzsätze mit einem Seitenblick auf Tempus und Modus.

8. Besondere Sorgfalt verwendet Vf. auf die Darstellung des Mechanismus der Negierung (einführend S. 125–131. 140–142 [Nominalsatz]; weiterführend: 168–172. 180–182 [Adverbial- und Pseudoverbalsatz]; 209–220 [Verbalsatz])<sup>38</sup>. Zu unterscheiden ist kontradiktorische oder Nexus-Negierung und konträre oder Fokus-Negierung. Erstere erfolgt, um am klassischen Ägyptisch zu exemplifizieren, mit Hilfe der Negation *n*, letztere mit Hilfe von *n is*. Z. B. wäre – kontradiktorische Negierung –: *n šm.n=i n=čn* „Ich kann nicht auf euch hören“, die Negierung von *iw(= i) šm=i n=čn* „Ich kann auf euch hören.“ Dagegen wäre z. B. – konträre Negierung –: *n šm.n=i is n=čn* „Ich kann nicht auf euch hören“ (aber durchaus möglicherweise auf andere), „Wenn ich höre, dann nicht auf euch“, die Negierung von *šm=i n=čn* „Ich kann auf euch hören“, „Wenn ich höre, dann auf euch.“<sup>39</sup>

Solches gilt ohne Zweifel für den Verbalsatz. Bei der Übertragung auf die Nicht-Verbalsätze gibt es indes Probleme. Für den Substantivalsatz ist zunächst problemlos die Negierung mit *n is* gegeben, z. B. in *n s3=i is pw* „Er ist nicht mein Sohn“ als konträre Negierung verstanden: „Er mag Sohn (oder was auch immer) sein, aber nicht mein Sohn.“ Dagegen sind alle Belege, die Vf. für die Existenz der kontradiktorischen Negierung mit Hilfe der Negation *n* anführt, fragwürdig (S. 126 und

<sup>35</sup> S. nicht zuletzt: C. Eyre, Syntactic Rules and Discourse in Middle Egyptian, in: BiOr 49, 1992, Sp. 5–16.

<sup>36</sup> Vgl. J. P. Allen, Pronominal Rhematization, in: For His Ka (Gs. Baer), Chicago 1994, S. 1–13.

<sup>37</sup> Vf., On the Typological Order of Constituents in Egyptian, in: JAAL 1, 1988, S. 26–57, bes. 33–35.

<sup>38</sup> Grundlegend Vf., Topics in Egyptian Negations, in: D. Mendel/U. Claudi, Ägypten im afro-orientalischen Kontext (Gs. Behrens), S. 213–235; zuvor schon Vf., Egyptian Grammar and Textual Features, in: G. Englund/P. J. Frandsen, Crossroad, Kopenhagen 1986, S. 255–287, bes. 278–282; id., Focus, Mood, and Negative Forms: Middle Egyptian Syntactic Paradigms and Diachrony, in: LingAeg 1, 1991, S. 202–226, bes. 217–226.

<sup>39</sup> In Topics in Egyptian Negation (s. vorige Anm.) läßt Vf. leider – auch wenn man zugeben muß, daß dies die Demonstration erleichtert! – die sog. Gunnsche Regel außer acht, was Rez. in vorstehender Umformulierung korrigiert hat.

weitere Belege, die Vf. andernorts anführt<sup>40</sup>): „... und sie sagten zu seiner Majestät: *n ntf pw m m3<sup>c</sup>. t* ‚Es ist nicht wirklich er (This is not really he), Herrscher, mein Herr‘, aber seine Majestät sagte: *ntf pw m m3<sup>c</sup>.t* ‚Es ist wirklich er (this is really he).‘ (Sin. B 266–268). Hält man sich an die Übersetzung – das ist im Prinzip die von Vf., und diese paßt tadellos in den Textzusammenhang – so liegt eine Fokussierung auf „er (he)“ vor; also wäre zwingend die Negierung mit *n is* zu erwarten: *\*n ntf is pw m m3<sup>c</sup>.t*. Wie der Text der zitierten Hs. B der Sinuhe-Erzählung zu verstehen ist, zeigt die bislang von Grammatikern weniger genutzte jüngere Hs. AOS – „recentiores non deteriores“! –: Diese hat *in-*iw** anstelle von *n*, also einen Fragesatz, der in Hs. B mit der älteren Fragepartikel *in* lauten würde: (*i*)*n ntf pw m m3<sup>c</sup>.t* ‚Ist es wirklich er?‘ Ebenso verhält es sich an der Textstelle Sin. B 114f., die Vf. andernorts zitierte<sup>41</sup> (hier bezeugt zusätzlich das NR-Ostrakon DM 1 [*i*]*n-*iw**).

Bei Sätzen schließlich in AR-Sprache hat man die Option, die Negation *n* syntaktisch entweder als MR-*n* oder als MR-*nn* zu interpretieren. So kann man z. B. einen Satz wie *n m'w.t=k m rmč* ‚Deine Mutter ist nicht (als) ein Mensch‘ (Pyr. 2203 b)<sup>42</sup> verstehen als (der Form nach jedenfalls) negativen Existenzsatz, also als MR-sprachliches *nn m'w.t=k m rmč*.

Es bleibt ein Problemfall: *n wr* (nicht „*wri*“) *n=k ntw* ‚Myrrhe ist dir nicht viel, du hast nicht viel Myrrhe‘ (Schiffbr. 150), das Vf. – als rare Ausnahme – für einen negierten *nfr-šw*-Satz hält (S. 126). Die naheliegende Lösung wäre die Interpretation von *wr* als Verbalform der Suffixkonjugation statt als Partizip, wenn *n ščm=f* das vom Kontext geforderte „Präsens“ sein könnte. Nach den Standardregeln sollte man *n wr.n* erwarten, aber man bedenke, daß der Text hier, auch wenn sich dies, da es nur einen Textzeugen gibt, durch Vorlage eines korrekten unabhängigen anderen Textzeugen grundsätzlich nicht beweisen läßt, fehlerhaft sein kann; und man bedenke zweitens, daß es, bislang nicht recht geklärt, Fälle von *n ščm=f* mit „präsentischer“ Zeitlage gibt<sup>43</sup>.

Am ehesten akzeptabel wären vielleicht noch für die kontradiktorische Negierung Fälle des Adverbialsatzes wie *h3.ti=i, n ntf m h.t=i* ‚Mein Herz, es war nicht in meinem Leib‘ (Sin. B 225; ähnl. B 185). Hier wäre aber zugleich zu klären, warum als Subjekt ein selbständiges Pronomen steht, das im Adverbialsatz die große Ausnahme ist. Eigentlich sollte man annehmen, daß ein Subjekt *ntf* betont ist<sup>44</sup>. Dann aber handelte es sich bei der Negation um eine konträre Fokus-Negierung.

Es sieht also so aus, als ob man in Nicht-Verbalsätzen anders als im Verbalsatz nicht zwischen kontradiktorischer und konträrer Negation unterscheidet.

9. In den Kapiteln 6 (S. 144–182) und 7 (S. 183–236), in denen die Adverbial- und Verbalsyntax behandelt werden, erwartet man, daß Vf. in der aktuellen Kontroverse um die Gültigkeit der sog. Standardtheorie Stellung bezieht. Das Eigentümliche dieser von Polotsky und seinen Parteigängern konzipierten Theorie ist nämlich eine mehr oder minder erdrutschartige Verschiebung dessen, was man zuvor schlicht für finite Verbalformen hielt, in die Rubriken adverbiale Verbalformen und substantivische Verbalformen und, worauf es hier mehr noch ankommt, mehr oder minder weitgehend die Interpretation dessen, was man zuvor für Verbalsätze gehalten hatte, als Adverbialsätze. Ausgangspunkt und Kern dieser Theorie ist – man mag es, weil heute eine Binsenweisheit, schon nicht mehr zu Papier bringen – die Interpretation eines Satzes wie *irr=č p' ib hr-m* ‚Warum bist du in dieser Stimmung?‘, wörtl. ‚Daß du dieses Herz machst, (ist) wegen was.‘ (pWestcar 12, 21; zitiert S. 192), als Adverbialsatzes, die entscheidende Weiterung dann die Interpretation der auf *iw* und dergleichen folgenden Verbalformen als adverbialer Verbalformen bzw. der von diesen dominierten Sätze als Umstandssätze, z. B. in *iw mtwi=k n=i* ‚Du sprichst zu mir‘ (Schiffbr. 74, zitiert S. 186), wörtl. z. B. ‚Es ist, indem du zu mir sprichst‘, als adverbialer Verbalform. Letztlich sind hiermit zwei Erklärungsstrategien vorgegeben: erstens, was in einem Satz am stärksten „betont“ ist, möglichst zum Prädikat zu machen (hierzu schon oben § 7), und zweitens, die Verbunterordnungsstrategie – wie sie Mark Collier nennt –, finite Verbalformen möglichst als eingebettet zu erklären. Selbstverständlich ist Vf. mit der Standardtheorie bestens vertraut. Aber man kann nicht behaupten, daß ihm die Diskussion dieser Theorie und der aktuellen Kontroverse um ihre Gültigkeit ein Herzensanliegen wäre. Von seiner funktionalistischen Warte aus nehmen sich Fragen der Wortarten und der Syntax nicht gerade als die zentralsten Bereiche der Sprachbeschreibung aus. Ein Satz wie *irr=č p' ib hr-m*, die sog. „Emphatische“ Konstruktion, ist für ihn ein Satz mit topikalisiertem Prädikat, ein (Verbal-)Satz, dessen (verbales) Prädikat (im Beispiel das Verb *iri*) das Thema der fokussierten adverbialen Ergänzung (im Beispiel *hr-m*) ist (S. 192): ‚Warum bist du in dieser Stimmung.‘ Der *iw*-Satz und dergleichen ist für ihn schlicht und einfach ein initialer (verbaler) Hauptsatz mit *iw* als der Markierung eines Einschnitts im *Text* (S. 164. 186f.). Aber natürlich will und kann Vf. das Rad nicht neu erfinden, kann er schwerlich auf die bedeutenden empirischen Beobachtungen verzichten, die der Standardtheorie zugrunde liegen. Er bedient sich der Standardtheorie sehr wohl und mit Erfolg als eines Steinbruchs. Bei genauerem Zusehen aber dann doch *nicht nur* als eines Steinbruchs. Rez. hatte das Privileg, das vorliegende Buch stückweise schon im Ms. lesen zu dürfen, zu einem Zeitpunkt, als er sich mit der Problematik der Standardtheorie beschäftigte, sie aber noch nicht aufgegeben hatte<sup>45</sup>. Zu diesem Zeitpunkt erschien ihm der

<sup>40</sup> Vf., in: Gs. Behrens (s. Anm. 36), S. 215 (6), 216 (7).

<sup>41</sup> Vf., in: Gs. Behrens (s. Anm. 36), S. 216 (7).

<sup>42</sup> Zitiert bei Vf., Gs. Behrens (s. Anm. 36), S. 216 (8).

<sup>43</sup> S. B. Gunn, *Studies in Egyptian Syntax*, Paris 1924, S. 99–103; zu den Adjektivverben speziell: EG<sup>3</sup> § 134 (hier auch suffixpronominales Subjekt belegt, das die *nfr-šw*-Konstruktion ausschließt).

<sup>44</sup> Vgl. Rez., *Tübinger Einführung in die klassisch-ägyptische Sprache und Schrift* (Vorlesungsskriptum, Tübingen), Ausgabe 1994, S. 142f.

<sup>45</sup> S. Rez., op. cit. (Anm. 42), Ausgabe 1991, bes. S. 20f., 170f.

Standpunkt von Vf. als *zu wenig* standardtheoretisch. Nachdem Rez. sich inzwischen von der Standardtheorie losgesagt hat<sup>46</sup>, erscheint ihm der Standort von Vf. als noch *zu sehr* standardtheoretisch. Genauer besehen verhält es sich nämlich so, daß Vf. entsprechend den Einwänden von Collier<sup>47</sup> die Interpretation ehemals finiter verbaler Verbalformen als adverbialer Verbalformen mit allen Konsequenzen aufgegeben hat und sie wieder schlicht und einfach als (verbale) Verbalformen versteht. Er rechnet dagegen nach wie vor mit den substantivischen finiten Verbalformen der Standardtheorie. So ist also das im zitierten Beispiel auf *iw* folgende *mṯwi=k* keine adverbiale Verbalform mehr, sondern eine verbale, syntaktisch nicht untergeordnet, sondern ein Hauptsatzprädikat. Dagegen ist das topikalisierte Prädikat *ir=č* im anderen zitierten Beispiel immer noch eine substantivische Verbalform, ein substantivisches Topic (bzw. Thema). Damit stellt sich aber die alte Streitfrage, ob die substantivischen Verbalformen nur durch ihre Funktion von den adverbialen/verbalen unterschieden sind oder auch morphologisch. Hier stellt sich Vf. – implizit – leider auf den unausrottbaren Standpunkt, daß besondere Flexionsformen nur die sind, die sich auch in der Schrift zu erkennen geben, daß es also als besondere Flexionsform *ščm=f/mrr=f* gibt, das nur substantivisch sein kann, nicht aber z. B. *ščm.n=f*, das sowohl in substantivischer als auch in adverbialer/verbaler Funktion vorkommt (S. 183. 193. 196. 215). Eigentlich nimmt man Vf. einen solchen Standpunkt nicht ab, da er anderswo, namentlich in Kap. 4, das Verhältnis zwischen Lautform und Darstellung in der Schrift sehr viel differenzierter zu sehen geneigt ist, als es die im gegenwärtigen Zusammenhang übernommene positivistische Sicht möglich erscheinen läßt.

Wie dem im einzelnen auch sei, die Haltung von Vf. gegenüber der Standardtheorie ist ambivalent, besser gesagt: eklektizistisch. Dazu bekennt sich Vf. übrigens explizit, wenn er sagt, was hier noch einmal im originalen Wortlaut wiederholt sei (S. 9): „... in this book I have tried to refrain from delving into the historical debate [Polotsky vs. Post-Polotsky o. ä.], preferring to suggest in each individual case the solution to a linguistic problem of Egyptian grammar that I find most appealing from a general linguistic as well as diachronic standpoint.“ Aber welcher ägyptologische Linguist wäre nicht eklektizistisch? Die Theoriebildung schreitet trotz aller heroischen Anstrengungen einzelner mangels man power im Schnecken tempo voran. Wer eine Synthese zu geben sucht, ist zwangsläufig dazu verurteilt, wohl-durchdachte Kernbereiche mit veraltetem Steinbruchmaterial in vorläufiger Weise aufzufüllen. Grundanliegen ist für Vf. die funktionalistische Betrachtungsweise, man wird also nicht gerade bei ihm die Klärung aller morphologischen und syntaktischen Grauzonen suchen dürfen.

Im einzelnen erklärt sich Vf. u. a. auch zu den viel-diskutierten Satzformen Nomen + *ščm=f*, „Emphatische“ Konstruktion, Vernussches 2. Schema, Wechselsatz, wobei die erste dieser Satzformen aus ihrer standardtheoretischen Verortung unter den Adverbialsätzen zu den Verbalsätzen verschoben wird (S. 148. 157), die anderen unter der Überschrift „Verbalsatz mit topikalisiertem Prädikat“ abgehandelt werden (S. 192–199).

Dieses Kapitel abschließend, möchte Rez. noch eine kleine Beobachtung einbringen: In den zentralen Paragraphen über den Verbalsatz (S. 183–202) werden als Belege 15 Stellen aus der Sinuhe-Erzählung zitiert. Bei neun dieser 15 Stellen würde Rez. mehr oder minder schwere Bedenken gegen die Interpretation erheben. Daraus würde Rez. zum mindesten *den* Schluß ziehen, daß sich über den *gusto*, den oben angesprochenen „appeal“, wenn nicht schon in der Theoriebildung, so doch im Einzelfall immer noch trefflich streiten läßt. Die Textstellen können hier nicht in extenso besprochen werden, sie seien aber wenigstens in einer Fußnote kenntlich gemacht<sup>48</sup>. Zur Entlastung von Vf. sollte man allerdings hinzufügen, daß kaum ein anderer großer Text der Segmentierung in Sätze und Satzperioden solchen Widerstand leistet wie die Sinuhe-Erzählung.

10. Das Buch ist abgerundet durch eine auch als ein-führende Bibliographie geeignete Liste der zitierten Literatur, einen Index der reichlich zitierten Textstellen, Indizes der behandelten Morpheme und Lexeme (bei letzteren auch nicht-ägyptisches Vergleichsmaterial) und schließlich durch einen – zwar nicht immer und oft nicht rasch zum Ziel führenden, dennoch natürlich willkommenen – Sachindex.

11. Um zu einer abschließenden Würdigung zu kommen: Es liegt hier, wie schon einleitend zum Ausdruck gebracht und allen beispieleweisen Einwänden im Detail zum Trotz, eine vorzügliche Einführung in das Studium der ägyptischen Sprache vor, anregend und stoffreich zugleich, linguistisch anregend für den Ägyptologen, stoffaufbereitend für den Linguisten. Eine Einführung, aber kein Rezeptbuch. Man darf erwarten, daß sich der Ägyptologe belehren läßt, mehr hoffentlich noch als Rez., der hier manches konventioneller darstellte als vielleicht wünschenswert. Sollte der Ägyptologe allerdings den Literaturverweisen in die „moderne“ linguistische Literatur weiter nachgehen wollen, wie er eigentlich sollte, kann man für ein Gelingen nicht unbedingt garantieren, es wird ihm allezeit manches ein Buch mit sieben Siegeln bleiben. Das vorliegende Buch gibt immerhin erleichternde Hilfestellungen für eine „Modernisierung“, auch wenn es die Ägyptologie nicht ganz zur „Moderne“ bekehren wird. Was den Linguisten angeht, ist eher mehr Skepsis angebracht: Es scheint Rez. stellenweise schon fraglich, ob dieser, ohne die ägyptische Sprache erlernt zu haben, überhaupt die Beispiele – namentlich die Satzbeispiele – in hinreichender Weise verstehen

<sup>46</sup> S. Rez., op. cit., Ausgabe 1994, bes. S. 23–25.

<sup>47</sup> Collier, loc. cit. (Anm. 4), S. 73–85; id., in: DE 16, 1990, S. 81–88; und öfter.

<sup>48</sup> In der Reihenfolge der Behandlung: B 199, B 181, B 5–9, B 26–27, B 109–114, B 9–11, B 148–149, B 252–254, B 26–34.

kann<sup>49</sup>. Noch weniger kann er sich vorstellen, daß der Linguist in die fußnotenweise zitierten innerägyptologischen Kontroversen einsteigen kann, die doch zur Absicherung eines Materials eigentlich immer erneut bedacht werden müssen, die aber absolut nicht in einer für den Linguisten geeigneten Weise aufbereitet sind. Wird es den Linguisten nicht ergehen wie den Diskussionspartnern von Carleton T. Hodge, der in einer Nicht-Ägyptologenrunde die Langlebigkeit einer Sprache am Beispiel der „popular traditions“, der Überlieferung der ägyptischen Sprache bis in unser 20. Jh. demonstrierte (zur Sache s. oben § 5, Kleingedrucktes)? Es wurde dort eifrig über die Sprachgeschichte im Speziellen und Allgemeinen diskutiert, aber kein Mensch fragte danach, ob denn überhaupt die von Hodge vorgelegten Daten stichhaltig sind. Zum damaligen Zeitpunkt (1970) hätte jeder hauptamtliche Ägyptologe die Brauchbarkeit der Daten entschieden in Zweifel gezogen, wenn er es überhaupt für angebracht gehalten hätte, auch nur ein Wort über die Unbrauchbarkeit zu verlieren.

Wie tief immer man in die linguistischen Methoden bzw. in die altägyptischen Sprachdaten eindringen können mag: Das Buch leistet hervorragende Hilfestellung. Nicht sein geringster Vorzug ist im übrigen der, daß es in englischer Sprache geschrieben, also weltweit praktisch jedermann zugänglich ist.

---